

Monroe E. Price / Susan Abbott / Libby Morgan (Hrsg.)

Measures of Press Freedom and Media Contributions to Development

Evaluating the Evaluators

New York et al: Peter Lang, 2011 – 343 S.

ISBN 978-1-4331-1289-8

Zwei unterschiedliche, doch eng zusammenhängende Themenkomplexe stehen in dem Sammelband im Fokus: Zum einen die Problemstellung, wie man den Status der Medienfreiheit in möglichst vielen Staaten vergleichend „messen“ kann, zum anderen die Herausforderung, durch Medienhilfsprogramme demokratische und zivilgesellschaftliche Entwicklungen zu fördern. Beide Gegenstandsbereiche haben in den vergangenen zwei Jahrzehnten eine immense Entwicklung genommen. So listet Andrew Puddephatt fast 30 aktuelle internationale Vergleichsstudien zur Medienfreiheit und Medienentwicklung auf (S. 73) und Thomas Jacobson et al. führen aus, dass – neben Großprogrammen etwa der Vereinten Nationen – mehr als 70 Stiftungen, NGOs oder staatliche Agenturen Medienförderung insbesondere in „Entwicklungsländern“ leisten (S. 282). Medienförderung wurde so seit den 1990er Jahren „from a small field to a multimillion-dollar global endeavor“ (Andy Mosher, S. 239). Dieses Unternehmen, diese weltweiten Bemühungen werden zunehmend auch wissenschaftlich-theoretisch begleitet und praktisch Prozessen des Monitorings und der Evaluierung unterzogen. „Rahmungen“ dafür bieten etwa das Global Forum for Media Development, das im September 2012 (nach 2005 und 2008) zum dritten Mal stattfinden wird, und „Media Development Indicators“, die 2008 von der UNESCO vorgelegt wurden.

Kernanliegen des 16 Aufsätze umfassenden Sammelbandes ist nicht, das Feld insgesamt zu beschreiben oder einzelne Initiativen ausführlich vorzustellen, sondern mögliche Mängel aufzuzeigen und, mehr noch, grundsätzliche Fragen und Probleme aufzuwerfen, die mit den derzeit durchgeführten „Messungen“ der Pressefreiheit und dem Monitoring von Förderprojekten verbunden sind – eben „Evaluating the Evaluators“.

In einer sehr gut problematisierenden Einleitung führt Monroe E. Price fünf allgemeine Fragen an, die in Vergleichsstudien berücksichtigt werden sollten: Steht das existierende Mediensystem überhaupt in Zusammenhang mit der politischen Weiterentwicklung einer bestimmten Gesellschaft? Bewirken die Medien

eine informierte Bürgerschaft? Geben sie den Bürgern eine „Stimme“, ermöglichen sie ihnen also adäquate Partizipationsmöglichkeiten? Haben die Medien Teil am Prozess, dass Partizipation auch politisch umgesetzt werden kann? Und, konkreter methodisch, wird die Rolle neuer Medientechnologien in den Studien zur Pressefreiheit genügend berücksichtigt?

Insbesondere der Aspekt der Publikumsorientierung wird in mehreren der Aufsätze aufgegriffen. So weisen Patrick McCurdy, Gerry Power und Anna Godfrey nachdrücklich darauf hin, dass Erwartungen, Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten der Mediennutzer in den meisten Indizes zur Medienfreiheit nicht berücksichtigt sind; Lee B. Becker und Tudor Vlad regen in einem sehr informativen Überblickstext u. a. an, dass Ergebnisse von Bevölkerungsumfragen berücksichtigt werden sollten, um die Rolle der Medien im täglichen Leben (und nicht nur die Situation der Kommunikatoren) einbeziehen zu können, und Jacobson et al. stellen (orientiert an Habermas' Theorie des öffentlichen Handelns) ein Konzept vor, wie die Rolle der „citizen voice“ in die Analyse von Medienentwicklung eingebracht werden kann.

Bei den Medienfreiheitsmessungen stehen insbesondere die prominentesten Rankings von *Freedom House* und *Reporter ohne Grenzen* sowie der *Media Sustainability Index* des *International Research and Exchanges Board* (IREX) im Mittelpunkt. Immer wieder wird kritisch hinterfragt, was in den Studien eigentlich konkret gemessen wird, ob die jeweiligen Indikatoren überhaupt geeignet sind, den Komplex Medienfreiheit vergleichend in den Blick zu nehmen, und inwiefern weltanschauliche oder gar ideologische Positionen – etwa ein „Western Bias“ – die Einschätzungen beeinflussen. Neben generellen Problemsprachen steht auch manche Detailkritik. So belegt Christina Holtz-Bacha anhand mehrerer Beispiele (gerade auch in Bezug auf Deutschland), dass die Bewertungen von *Freedom House* wie auch der *Reporter ohne Grenzen* nicht immer konsistent und nachvollziehbar sind (insbes. S. 136-140), und auch Craig L. LaMay weist beispielsweise darauf hin, dass *Freedom House* zwar das Verbot von Nazi-Propaganda in Deutschland kritisch registriert, Regulierung von „hate speeches“ in anderen Ländern aber unberücksichtigt bleiben (S. 227).

Manches ist redundant, eine noch bessere Abstimmung der Texte aufeinander wäre wünschenswert (ist aber freilich bei einem Sammelband schwer umzusetzen) – und die Einteilung in vier Hauptteile wirkt eher beliebig. So ist der

zweite Teil mit „Regionale Perspektiven“ überschrieben – doch werden diese nur in zwei der fünf dort versammelten Texte explizit geboten (zu Online-Aktivitäten in China und zur Medienfreiheitsentwicklung im Raum der ehemaligen Sowjetunion).

Insgesamt zeigt der Reader aber verdienstvoll Schwachpunkte der Vergleichsstudien und des Monitorings von Medienentwicklungsprogrammen auf, liefert also gute Diagnosen. Darüber hinaus bietet er auch manchen (wenn auch kleinen) Ansatz zur „Therapie“ – oder zumindest Vorschläge für Detailverbesserungen bzw. weitere Forschung. Derek E. Bambauer stellt beispielsweise einen Ansatz vor, wie Internet-Filterssysteme vergleichend untersucht werden können, indem die dahinterstehenden Überwachungsentscheidungen systematisch evaluiert werden. Russell S. Sobel et al. zeigen zur Frage, ob Medienfreiheit „ansteckend“ sei, exemplarisch auf, wie man grenzüberschreitende Effekte von Medienfreiheitsentwicklungen in einem Staat oder einer Region auf Nachbarländer ermaßen kann.

Eine Grundbedingung bei allen Studien sollte, so postulieren Patrick McGurdy und seine Koautoren, sein, dass „a common set of definitions pertaining to press freedom“ entwickelt werden oder dass die Messenden zumindest ihre „positions and their use of key concepts“ (S. 63f.) klar benennen.

Besonders interessant macht das Buch auch, dass hier Perspektiven von Wissenschaftlern und Praktikern der internationalen Medienförderung zusammengeführt sind. So bietet es einen anschaulichen Einblick in den „state of the art“ akademischer und angewandter Forschung in einem sehr dynamischen, gleichzeitig hoch komplexen Feld – und ein nachdrückliches Plädoyer für die Bildung von „academic partnerships“ (S. 266) auch mit Vertretern von NGOs und politischen Entscheidungsträgern.

Markus Behmer

Thorsten Quandt / Bertram Scheufele
(Hrsg.)

Ebenen der Kommunikation

Mikro-Meso-Makro-Links in der
Kommunikationswissenschaft
Wiesbaden: VS, 2011. – 301 S.
ISBN 978-3-531-17210-1

Die Kommunikationswissenschaft bedient sich einer Vielzahl von Theorien, zumeist mittlerer Reichweite. Überwiegend handelt es sich um Importe aus Nachbardisziplinen, vor allem aus

der Soziologie und Psychologie. Eigengewächse sind eher selten. Von einem produktiven Umgang mit dieser Vielfalt wird man erst sprechen können, wenn das Verhältnis zwischen diesen Theorien genauer bestimmt wird, wenn sie also miteinander in Konkurrenz treten oder sich ergänzen. Von solchen metatheoretischen Anstrengungen war allerdings in den letzten Jahren in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft wenig zu bemerken. Eher bestand die Neigung, sich in der eigenen Theorieblase behaglich einzurichten.

Genau genommen trifft die Feststellung eines Theorienpluralismus auch nur dann zu, wenn man das gesamte Fach im Blick hat, denn in Teilbereichen dominieren durchaus einzelne Zugänge: Die Kommunikatorforschung theoretisiert vor allem auf der Makro- und Mesoebene; hier stehen System-, Organisations- und Institutionentheorie hoch im Kurs. Dagegen setzen die Theorien auf der Rezipientenseite, also in der Nutzungs- und Wirkungsforschung, vornehmlich auf der Mikroebene an; sie sind deshalb handlungstheoretisch fundiert. Diese Spaltung war hinnehmbar, solange – unter den Bedingungen der traditionellen Massenmedien – Kommunikator- und Rezipientenrolle fix zugewiesen und unterschiedlich strukturiert waren. Die Partizipations- und Interaktionsmöglichkeiten des Internets haben dem bekanntlich ein Ende bereitet. Durch den flexiblen Rollenwechsel lassen sich die Fachgebiete kaum noch sinnvoll trennen. Integrative Ansätze, mit denen auch komplexe Öffentlichkeitsphänomene erfasst werden können, sind deshalb wichtiger denn je.

Neuen Schwung in die Theoriedebatte verspricht deshalb ein Sammelband zu bringen, dessen 15 Autorinnen und Autoren seit 2005 in einem DFG-Netzwerk zusammengearbeitet haben. Das gut gewählte Vorhaben, „Mikro-Meso-Makro-Links“ zu erarbeiten, zielt auf die Erweiterung und Integration von Theorien. Die Unterscheidung gesellschaftlicher Ebenen diene dabei als „Arbeitsheuristik“. Der Band enthält durchweg lesenswerte Beiträge – zumindest dann, wenn man sie ohne ihren Kontext betrachtet. Sie müssen sich allerdings auch an der gemeinsamen Frage messen lassen: Inwiefern gelingt es ihnen, Verbindungen zwischen den Ebenen herzustellen?

Die Beiträge haben – entsprechend der Auswahl der Beteiligten, die das Fach in seiner Breite repräsentieren – unterschiedliche *Startpunkte*. Die Ausgangstheorie ist zumeist nur auf einer gesellschaftlichen Ebene angesiedelt, von wo aus die anderen Ebenen „nach oben“ oder „nach unten“ erschlossen werden müssen: Die